Jungjüdischer Wanderer

2. Jahrgang * Heft Nr. 2/3

Unser Bundestag

findet in diesem Jahre

am Montag, dem 31. Juli und Dienstag, dem 1. August auf der Homburg bei Goeßenheim an der Wern (östlich Gemünden) statt.

Die Vorbereitungen trifft die Gruppe Würzburg. Zur Entlastung der Bundesleitung sind technische Anfragen möglichst dorthin zu richten. Einzelheiten werden durch Rundschreiben und im nächsten Wanderer bekannt gegeben.

Die Bundesleitung.

Jahrgang Heft 2/3

Jungjüdischer Wanderer

❖ Fahrtenblätter des Jungjüdischen Wanderbundes ❖

Bezugsbedingungen: Der „Jungjüdische Wanderer" erscheint etwa 6 mal jährlich und kostet für Nichtmitglieder des Bundes Mk. 40.— im Abonnement. ❖ ❖ ❖
zu abonnieren bei der Geschäftsstelle Hannover, Dachenhausenstraße 1 b.

Siwan 5682 | Hannover | Juni 1922

Aufbruch.

Mein Bruder! — Noch ist nicht die Nacht vorbei . . .
Doch ahne ich flammendes Morgenrot,
Wir warten nicht auf den Hahnenschrei,
Uns rief ein andres höh'res Gebot.
Es geht sich viel schöner, viel lust'ger zu zwein,
Steh auf! — Wir wollen die ersten sein!

Die Müden laß' träumen auf weichem Pfühl . . .
Der brennende Mittag weckt sie — vielleicht.
Wir streben gemeinsam zum herrlichen Ziel,
Noch herrlicher, wenn man zu zweit es erreicht.
Steh auf! — Wir wollen die ersten sein!
Die Hand gib, Bruder! — Mein Bruder, schlag ein!

Großes will werden. Wir zwei sind dabei.
Die Hand, mein Bruder! — Auf dich kommt es an . . .
Wir hauen die Wege von Dornen frei,
Wir brechen der goldenen Freiheit die Bahn.
Die Zagen laß klagen, die Ängstlichen schrein!
Steh auf! Wir müssen die ersten sein!

Das Ziel willst du wissen! Ich nenne es nicht . . .
Horch! Wie es ruft! — Ein ewiges Lied — — —
Verklärt dich nicht sein göttliches Licht,
Sein Feuer, das unsre Brust durchglüht?
Und wär'n wir manch' schwere Stunde allein,
Steh auf! Wir müssen die ersten sein!

Ans Werk! Schon ahn' ich: im tiefen Tal
Erwachen, wie es kein Mensch noch sah.
Die Brüder, befreiet von Erdenqual,
Sie kommen — — die Brüder — — sie sind uns so nah!
Wie köstlich! Wir durften die ersten sein.
Die Hand gib, Bruder! — Mein Bruder, schlag ein!

Siegfried Bacharach.

Jugend und Sozialismus.

Das Zeitalter, in dem wir leben, ist erfüllt von einem ungeheuren Mechanismus. Für Leben und Denken haben sich gewisse Durchschnittsnormen ausgeprägt. Eine immer wachsende Schicht von äußeren und äußerlichen Regeln, Gewohnheiten und Sitten entfernt das Leben selber immer mehr von seinen natürlichen Gegebenheiten. Für alle Handlungen haben sich typische, immer wiederkehrende Formen und Abläufe gebildet, von denen abzuweichen bedeutet, sich der Gefahr der Verachtung auszusetzen.

Alle diese Formen und Regeln wollen als das allein Richtige, allein Wertvolle gelten. Ihre Berechtigung dazu nehmen sie einzig und allein aus der Tatsache, daß sie nun einmal da sind und daß es schon immer so gewesen sei. Das alles verleiht dem Leben unserer Zeit den Zug des Sichabfindens mit dem Gegebenen in Lässigkeit und Gewohnheit, der Anerkennung nur des Bewährten und Eingebürgerten und damit Ablehnung oder Verflachung alles wahrhaft Neuen. Daraus entstehend Furcht, Neues zu schaffen. All' das findet seinen Ausdruck in einer Erstarrung, einer Lebensarmut unserer Kultur. —

Da aber der Ablauf der Geschichte erst seinen Sinn findet durch das Widerspiel zweier Tendenzen, einer auf Beharrung und Erstarrung und einer auf Bewegung gerichteten, bricht jäh und groß aus dieser älter werdenden Kultur mit allem Ungestüm dagegen anrennender Wille zum Leben (Schopenhauer). Mit seiner ganzen Wucht richtet er sich gegen Herrschaft und Verehrung dessen, was darum anerkannt wird, weil es nun einmal da ist. Er lehnt die Berechtigung alles dessen ab: Des Gewöhnten, der Förmlichkeiten, der Sitte. An deren Stelle will er seine eigene Gesetzlichkeit, deren oberste Regel ist: dem Ursprünglichen wieder sein Recht erobern und das Leben wieder zu seinen Urkräften zurückführen.

Zwei Formen solchen Willens zum Leben sind Jugend und Sozialismus. (Sozialismus nicht als Wirtschaftsverfassung, sondern als Geistesverfassung genommen). Beide haben ihren Sinn;

beide gleichen sich in jenem Willen, das Herkommen nicht anzuerkennen; nicht eine fremde, nur die wesenseigene Gesetzlichkeit zu haben; das Neue zu wollen; und leben zu wollen im Sinne von Menschsein jenseits eines leeren, starren Systems!

Der Bewegung der Jugend und des Sozialismus ist so in ihrem tiefsten Grunde eigen die Idee der Humanität; sie ist so eine optimistische, beruht sie doch letzten Endes auf dem Glauben, der Menschheit Freiheit und Heil bringen zu können!

Kurt Schimmelburg.

❀

Lieber Albert Norden!

Einen Brief der Aufrüttelung, einen Aufruf richtest Du an die jüdische Jugend und ganz besonders an uns J. J. W. B.'er. Und ich weiß Dir Dank um diese Aufrüttelung, denn wahrlich, sie tat not. Auch ich fühle mit Dir tief das ungeheure Leid und Elend der arbeitenden Massen, des Proletariats; auch ich sehe den ungeheuren Wahnsinn des ganzen heutigen Wirtschaftslebens, das aus Menschen Sklaven, Heloten macht. Und nicht erst seit heute lebe ich in diesen Gedankengängen. Von Kind auf waren meine Gespielen Arbeiterkinder, 3 Jahre Sklavenleben, nein Tierleben als Soldat im Felde (ich bin Kriegsbeschädigter) haben es mich gelehrt, das, was man „sozial" fühlen nennt, als Feuer in mir zu fühlen.

Und nicht irgendwelche verstandesmäßigen Erkenntnisse, sondern das Leben hieß mich sehen, daß der ungeheure Wahnsinn des Materialismus die Ursache dieses Elends ist. Aber das Leben hieß mich auch erkennen, daß dieser Wahnsinn des Materialismus nicht allein die Kapitalisten, die Besitzenden, sondern in mindestens gleichem Maße auch die „Proletarier", die Besitzlosen, ergriffen hat. Und ich sage weiter, der Kapitalismus konnte nur darum zu so ungeheurer, verderbenbringender Macht gelangen, weil alle, Kapitalisten wie Proletarier, die Kleinherrschaft des Besitzes anerkannten. Nur soweit kann man Macht über andere ausüben; wie die anderen diese Macht anerkennen. Ein praktisches Beispiel: Wie klein und wie unbedeutend waren unsere Offiziere für uns mit dem Moment geworden, wo wir ihre Macht

nicht mehr anerkannten. Aber weiter: wie lehnten wir uns gegen die auf, die meinten, die Revolution wäre dazu da, sie an Stelle der früheren Machthaber zur Herrschaft über andere zu bringen. Nur eine Revolte kann das im Sinne führen, nie eine Revolution. Und wie so unsinnig ist alles noch so begeisterte Einsetzen für die Sache der Unterdrückten, wenn diese Unterdrückten die ihnen erkämpfte Freiheit dazu benutzen, um wieder andere zu unterdrücken. Dringender als alles Kämpfen für das Proletariat ist das Arbeiten an den Menschen, daß dieser Sklavengeist, der Geist des Materialismus aus ihren Reihen verschwinde, dieser Herren- und Knechtsgeist.

Auf daß die Menschheit für die Freiheit reif werde! Und dann noch eins: Für jeden wahrhaft religiösen Menschen geht es einfach nicht, daß ein Zweck Mittel heiligen kann. Und wir müssen uns darüber klar werden, daß der heutige Bolschewismus zum großen Teil nichts ist, als ein Begehren nach dem Gute anderer. Und wir sollen nichts begehren! Eines nur darf über uns herrschen: der Geist! Nur eine von höchster Ethik getragene Bewegung darf, nein, sie muß die jüdische Jugend in ihren Reihen zählen. Klar sein müssen wir uns darüber, daß jedem von uns, dem sein Judentum mehr ist als äußere Form, jedem von uns, dem tief in der Seele als Höchstes die messianische Idee des Judentums zu eigen wurde, es Selbstverständlichkeit ist, hier, wo zur Hilfe für die Unterdrückten aufgerufen wird, zur Stelle zu sein. Vor allem müssen wir uns aber darüber klar werden, daß es Sünde wider den Geist bedeutet, wenn Menschen den Unterdrückten helfen und am nächsten Tage selbst ihr Leben der Ausbeutung und des Schmarotzens weiterleben. Hier gibt es nur eine Hilfe: Beispiel müssen wir sein; vorleben müssen wir unserem Bruder Proletarier, daß nur durch Geist und nur durch ihn der Materialismus und mit ihm die Ausbeutung überwunden werden kann. Vorleben müssen wir ihm durch denkbar weitgehendste Abkehr von allem Luxus, durch ein Leben, das die Macht des Kapitalismus einfach nicht anerkennt, daß dies sein Weg sein muß. Und zum „Reichen" müssen wir hingehen und ihm sagen, wie arm er ist mit all' seinen nur in der Einbildung lebenden Schätzen. Denn alle sind unterdrückt, der eine ist der Sklave des anderen, und dieser ist der Sklave seiner selbst.

Unser Weg, unsere Hilfe muß sein, daß wir herausgehen aus dem ganzen verseuchten Leben unserer Umwelt. Alle die, die in heißer Liebe helfen wollen, schließen sich zusammen zu Gemeinden der Gemeinschaft, zu Kwuzoths, in Palästina und hier, und leben dort ihr wahrhaft jüdisches Leben.

Vorbild sein, das muß unsere Hilfe sein! Alles andere ist nur ein Sichbetäuben, eine Halbheit!

Chasak! Schalom!
Sally Katzenstein.

Im März 1922.

❀

Wir und die Umwelt.

Blicket auf zu den Sternen,
aber habet acht auf die Gassen!
(Wilh. Raabe).

Beim Niederschreiben dieser Zeilen bin ich mir vollkommen bewußt, daß sie in weiten Kreisen unseres Bundes Widerspruch finden. Das ist gut so; denn ich hoffe, daß dieser Widerspruch — so paradox das auch klingen mag — zur inneren Festigung des Bundes und weiterhin zu möglichst gradliniger Betätigung im Sinne unseres J. J. W. B. führen möge.

Wenn ich dazu gekommen bin, heute vielerlei, das unserem Bund sein Gepräge verleiht, zu leugnen und zu bekämpfen, so geschieht das vor allen Dingen aus der Erwägung heraus, daß ein Mensch, der seine Ziele allzu weit steckt und sich allzu weit von der Erde löst, garnichts erreichen wird. Ich möchte darum jedem J. J. W. B.er wie auch jedem jungen Menschen das „Alles mit Maß" des griechischen Philosophen zurufen und ihm dringend ans Herz legen, es mehr als es bisher geschieht, zu beachten. In diesem Zusammenhang warne ich jeden vor jederlei Uebertreibung, mögen die Beweggründe seines Handelns so rein und so gut sein wie möglich. Denen, die mir daraufhin von Zweckdienlichkeitspolitik und von philisterhafter Pedanterie reden, möchte ich entgegenhalten, daß der Mensch, der ein Ziel stetig verfolgt, es sicher und glotter erreicht, als einer, der sich sprunghaft, hastig, nervös darauf losstürzt. Ich möchte mich im Rah-

men dieses Beitrages hüten, problematisch zu werden. Einen Begriff möchte ich aber doch noch heranziehen, das ist der des realistischen Idealisten, d. h. eines Menschen, der ein ideales Ziel mit irdischen Mitteln zu erreichen sucht. Ich hoffe, diese Definition wird genügen.

Im täglichen Leben handelt es sich für uns darum, neue, bessere Formen anstelle der alten, für verkehrt gehaltenen zu finden. Hierbei radikal mit allem Ueberkommenen zu brechen, halte ich für verkehrt, ja für gefährlich. Hierfür ein Beispiel: Ihr wollt einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädel im Sinne des Bundes beeinflussen und für seine Ideen gewinnen. Wenn Ihr nun vergeßt, daß dieses Kind mit 10, 11 Jahren geistig noch ganz unmündig ist und noch ganz im Geiste des Elternhauses lebt, und diesen Umständen nicht Rechnung tragt, so wird alle Arbeit vergebens sein. Es gilt hier nicht, mit dem Kopfe durch die Wand zu rennen: Die Wand bleibt sicherlich ganz, und Eure Köpfe sind zu schade, an ihr zerschellt zu werden! Das bedenkt! Entreißen läßt sich keine Mutter ihr, kein Vater sein Kind und Ihr zieht allemal den kürzeren.

Von diesem Gesichtspunkt muß ich auch die Berufsfrage betrachten. In einer Zeit, wo den meisten die Möglichkeit, einen Beruf ganz nach ihrem Geschmack zu wählen, sehr beschnitten ist, und wo die Zahl der passenden Berufe sehr eng ist, ist es unnütz, vor der Entscheidung lange zu wählen und zu prüfen. Es werden heute doch meistens mehr oder weniger materielle Gründe sein, die die Berufswahl beeinflussen. So heißt es denn, nach gefaßtem Entschluß fest und mit beiden Händen zuzugreifen und das Wenige, das bleibt, so fest wie möglich zu halten. Jeder Beruf hat seinen guten Hintergrund, jeder seine ideale Seite. Es kommt nur darauf an, wie man es ansieht. Und dann soll man nicht in den ersten acht Tagen sagen: „Der Beruf gefällt mir nicht", sondern wenigstens einmal ein Jahr lang warten und dann sich vor allen Dingen über die Stellung, die man in seinem Kreise einnimmt, gründlichst klar werden. Sieht man erst einmal, daß man an seiner Stelle unentbehrlich ist, und welche Verantwortung auf einem ruht, dann ist schon viel erreicht und dann wird auch meistens Vieles gut. Es kommt, wie bei allem, hier nicht darauf an, was man tut, sondern wie man es tut.

Und nun zu etwas anderem. Unsere jüdische Beschäftigung ist meistens zu wenig zielbewußt. Seien wir uns doch ganz klar darüber, daß auch dieses Haus von unten aus aufgebaut werden muß. Unsere Arbeit soll nur Pionierarbeit sein, damit wir später einmal an unseren Kindern das nachholen können, was an uns versäumt wurde. Das muß der Leitgedanke sein, da, wo es gilt, intellektuelle und da wo es gilt, Gefühlsgrundlagen zu schaffen. Ein Vergleich mit einem „wesenhaften", orthodoxen Juden, dessen Judentum sich nicht nur im Zeremonial zu äußern braucht, belehrt am besten, was not tut. Und dann noch eins: Seht den jüdischen Dingen, das rufe ich besonders den Großstadtjuden zu, doch nicht so unbarmherzig skeptisch und kritisch ins Auge und verlangt nicht immer Befriedigung Eueres Gefühls in individuellen Formen. Sagt doch nicht: die schönen jüdischen Formen geben mir nichts. Das klingt so unendlich hochmütig. Etwas mehr Liebe und Entgegenkommen auch diesen Dingen gegenüber! Wenn Ihr sie nicht verstehen könnt, dann gebt Euch Mühe, sie verstehen zu lernen, damit in Zukunft Ihr nicht von Eueren Kindern jenen bitteren Vorwurf der Indifferenz hören müßt.

Der J. J. W. B.er im täglichen Leben soll so wenig wie möglich als solcher von der Masse erkannt werden und deshalb nicht in der Großstadt mit Sandalen und Schillerkragen und Kittel herumlaufen. Erstens hieße das, den Berufsstil verwischen — denn in solcher Kleidung kann man keinen Beruf ausüben — heute wenigstens nicht mehr, wo fast jeder Beruf seine besondere Kleidung hat. Zweitens aber könnte ich z. B. mich in solcher Kluft in der Stadt nicht wohl fühlen. Die Kluft gehört in den Wald, auf die Berge, auf die Wiesen und in der Eisenbahn nur in die 4. Klasse.

Was ich von der Kluft sage, gilt selbstverständlich von jeder anderen Aeußerlichkeit, deren wir ja genug haben. Der Mensch, von dem ich erst nach und nach erfahre, wes Geistes Kind er ist, wie und was er denkt, gefällt mir viel besser, als der, dem ich gleich an der Kluft, am Haar oder an der Hornbrille ansehe: der gehört in den und den Bund. Im täglichen Leben lasse ich für den, der beruflich viel mit Fremden in Berührung kommt, als Kennzeichen für Gleichgesinnte allerhöchstens die Nadel gelten.

Der J. J. W. B.er soll in allen diesen Dingen das Wesent-

liche seines Bundes in dessen Geist sehen, der etwas ganz anderes ist als die Summierung der Ideen der Einzel-J. J. W. B.er. Es läßt sich das schwer sagen; das ist viel zu unwägbar, als daß man es objektiv formulieren könnte. Diesen Geist nun des Bundes soll er nicht an die große Glocke hängen. Hier muß ich — ich weiß nicht, ob er es so meint — Werner Ilberg recht geben, hübsch im Stillen zu wirken, denn das Beispielgeben ist eine heikle Sache. Da könnten die Küken viel zu viel Uebles und Ekliges von uns lernen; denn so vollkommen sind wir ja auch meistens alle nicht, daß wir es wagen könnten, mit diesem Beispiel an die Oeffentlichkeit zu treten.

Aber eins können und müssen wir tun: Eltern, Erzieher, überhaupt Menschen, denen wir seelisch nahestehen und die es nicht für unwert finden, sich mit uns abzugeben, davon überzeugen, was wir wollen, besonders in Bezug auf lebensreformerische und jüdische Arbeit. Aber da um Gottes willen nicht protzen mit dem guten Willen, sich nicht an die Brust schlagen: „Seht, das wollen wir unter Drangabe aller Lebensbequemlichkeit und deshalb müßt Ihr uns helfen!" sondern hübsch artig das Erreichte ausbauen und verarbeiten. Die Welt ist nun halt einmal so, daß sie allemal zuerst das Schlechte, Unebene, Rauhe sieht und lange bohren muß, ehe sie an den guten Kern kommt. Das wollen wir immer vor Augen halten.

Wir wollen stark sein, aber keine Kraftprotzen, das Leben da reformieren, wo es geht, aber nicht die Fühlung mit ihm verlieren, unseren Weg gehen, aber auch der anderen achten, an der Zukunft bauen, aber nicht ihrer tausendjährigen Vergangenheitsgrundlage vergessen.

Hans Andorn.

❀

Ueber den Sozialismus.

Freunde, glaubt nicht, ich wollte jetzt anfangen zu analysieren, Begriffe in ihre Axiome zu zerlegen, denn damit wäre der Zweck meiner Ausführung verfehlt. Was nützen uns letzten Endes Analysen irgendwelcher Begriffe, wenn wir selbst wohl erkannt haben, daß die bestehende Gesellschaftsordnung schlecht ist, wir uns also dagegen wehren, d. h. nach anderem Maßstabe han-

deln müssen, als es „die Zeit" von jedem einzelnen verlangt. Erst wenn wir ein Stück Weges vorangeschritten sind, dann mag für den, der die Dinge bis auf den Grund erforschen will, der Augenblick gekommen sein, um sich Rechenschaft über sein Tun abzulegen; dann liegt es in seiner Hand, das zu überschauen, was er sich zunächst bloß gedacht, vorgestellt und dann in die Tat umgesetzt hat; dann kann jeder von uns seine Tat in all die Realisierungsprozesse kosmischen Geschehens einstellen, diese — eine kleine Teilstraße seines Weges — zerlegen.

Für alle diejenigen jedoch, die wohl erkannt haben mögen, daß etwas Bestehendes geändert werden muß, weil es schlecht ist, die aber auch nur diese Erkenntnis gewonnen haben, weiter nichts, für all' diese kommt eine Analyse einer Entwicklung der Dinge noch nicht in Frage.

Man kann etwas, was geschehen ist, „erstarrt" ist, zerlegen, (etwa nach Gesetzen der Kausalität), — etwas, was wird, sein wird, ist biologischen Gesetzen untertan. Eine Zukunft, Schicksal, symbolisch genommen, und in unserem Falle „unsere" Zukunft „unser" Schicksal, liegt noch unbestimmt vor uns. Vielleicht fühlt sie der eine oder andere, ahnt eine Entwicklung, die er nicht näher in Worte kleiden kann, voraus; doch ist dies jedem von uns ganz individuelles Tiefenerlebnis.

Deshalb, meine Freunde, ist es unnütz, über den Sozialismus kommender Zeiten zu reden; schließlich Sozialismus predigen ist leicht, ihn begründen schwer, namentlich für uns, die wir ja inmitten der Entwicklung stehen. Und wie sagt doch Gustav Landauer in seinem Aufrufe so kurz und klar: „Sozialismus bedeutet Revolutionierung des Geistes." Der Sozialismus der Rede, der Theorie ist Angelegenheit der Dialektik; der Sozialismus der Tat hängt davon ab, nicht „daß" die Menschen ihn schaffen, sondern „wie" ihn die Menschen schaffen; er wird immer danach gewertet werden. Er ist da, wenn das kapitalistische System reif resp. nicht reif zur Sozialisierung ist, vorausgesetzt, daß ihn die Menschen — wollen. Der Sozialismus wird also nicht dadurch geschaffen, daß wir etwas tun, sondern wie wir ihn verwirklichen wollen — und müssen.

Wir wollen uns nicht streiten; derjenige, der glaubt, Sozialismus sei Frage der Materie, materielle Geschichtsauffassung, sei

bloß Wissenschaft mag sehen, was er mit dieser seiner vermeintlichen Erkenntnis anfängt. An ihn sind nicht meine Worte gerichtet; hier scheiden sich die Wege, das muß einmal an dieser Stelle betont werden. Aber eines mag er sich überlegen. Wollen wir bloß Systeme stürzen und neue aufrichten, ja dann ist Sozialismus bloß, nur Wissenschaft. Wenn wir aber auch dann hierbei glauben, nicht stehen bleiben zu dürfen, wenn wir nicht nur dieses tun, sondern auch den Geist, das Leben umgestalten wollen, — und es kommt doch nur darauf an — dann muß der Sozialismus darauf und nur darauf eingestellt werden; nur der Geist schafft die Gesetze, stehen diese mit der Natur im Einklang, so sind die Gesetze die Form apriori, in der sich die Verwirklichung des Lebens vollzieht.

Ich muß noch einmal zurückgreifen. Ich habe anfangs einmal dargelegt, wir haben erkannt, daß die bestehende Gesellschaftsordnung versagt hat. Auf der einen Seite sehen wir ein Proletariat, das verelendet ist und noch mehr zu verelenden droht, wenn ihm keine Hilfe zukommt, das kaum das Notwendigste zum Leben hat, auf der anderen Seite eine Anhäufung, eine stetig wachsende Anhäufung des Kapitals, das herrscht, alles sich unterjocht, alles Lebendige mechanisiert. Ein System, das es wagte, — und erreichte, Menschen das Recht zu leben zu verkürzen, das somit das heiligste Urgesetz der Natur antastete, auf Kosten fremder Menschenleiber seine Herrschaft errichtet hat, das über Menschen gleich Maschinen verfügt und ihnen vorschreibt, was sie tun sollen. So ist Natur zur Unnatur, Geist zu Ungeist geworden. Noch so glänzende Erfindungen, noch so aufblühende Industrien, eine noch so hoch entwickelte Technik können nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie erbaut worden sind auf Kosten der Gesundheit der Handarbeiter und mit der Vernichtung und Verelendung der Existenz der Proletariermassen erkauft worden. Was Männer zum Nutzen der ganzen Menschheit sich erdacht haben, hat sich eine kleine Schicht lebender Menschen angeeignet und macht es sich noch weiter zu eigen. Gesetze sind künstlich geschaffen worden, um diesem Raubmorde an der Menschheit den Schein der Wahrheit aufzudrücken; darauf baute sich Sitte, Gewohnheit auf, Traditionen erstanden, die keine anderen Lebensgesetze zuließen, so zu starren Konventionen wurden, die sorgsam darüber wachten, daß sie nicht

die Herrschaft über die Entwicklung der Zeit verloren, die also der Zeit eine bestimmte Bahn vorschrieben. Jedes Mittel wurde angewandt, um sich behaupten zu können, und war gerechtfertigt. So entstand allmählich das Gebilde, das wir heute die bürgerliche Gesellschaftsordnung zu nennen pflegen. So wurde Geist mit Gewalt in Ungeist gewandelt. Dieser Mißbrauch am Geiste hat die Kultur vernichtet und ist zum Fluche an der Menschheit geworden.

Wir müssen uns frei machen von dem Maßstabe, den die „Zeit" ansetzt, um die Dinge zu beurteilen. („Zeit" ist hier in einem ganz bestimmten Sinne aufgefaßt. Früher wirkte sich „in der Zeit" das Leben und Wirken, Schaffen, Dulden und Leiden der Völker aus, heute verkörpert die Zeit das System des Staates, eines künstlichen, leblosen Gebildes.) Hüten wir uns aber davor, daß wir nun in den Fehler verfallen, all' das, was wir tun — was sich naturgemäß entgegengesetzt der Zeit realisiert — mit demselben Maßstabe zu messen und nach demselben Maßstabe zu bewerten, wie ihn die Zeit ansetzt. Das hieße, ein bestehendes System vernichten und unter denselben Bedingungen wieder aufbauen. Wir würden dann genau denselben Ungeist hervorrufen — nur mit dem Unterschied, der in seiner Wirkung keiner ist, daß sich die ausführenden Institutionen geändert haben. Dadurch, daß wir die Materie allein umzugestalten suchen, erreichen wir nichts. Land, Boden — Menschen, Seele — sind die Faktoren; soziale Umgestaltung auf der einen — Beispiel, Opfermut auf der anderen Seite.

Sozialismus und Sozialismus kann etwas verschiedenes bedeuten. Wenn wir nicht handeln — hier eine Norm aufzustellen wäre verfehlt —, dann lassen wir den Augenblick unnütz verstreichen. Wir müssen neu aufbauen; doch wer im rechten Geiste baut, zerstört im Bauen alle Hindernisse' (Landauer). Es wird anders werden, wenn wir es wollen. Kein sozialistisches System wollen wir an Stelle des kapitalistischen; dann würde Sozialismus nur den inneren Sinn des Lebens mechanisieren, einpressen. Nein, Sozialismus bedeutet Leben, Geist — als Fundament zu einer wirklich neuen, gesunden natürlichen Wirtschaftsordnung. Dann ist der Sozialismus erfüllt, kann sich sinnvoll auswirken, die Dinge schöpferisch gestalten.

Und nun zum Schlusse noch eines. Wir müssen uns alle frei je nach unserer Eigenart entwickeln. Ich glaube, Freunde, ihr werdet es verstehen, wenn ich keine Maximen, Prinzipien usw. aufgestellt habe. Selbst wenn ich es gekonnt hätte, so hätte ich kein Recht dazu gehabt, irgendeinen Einfluß auf den Entwicklungsgang des Menschen auszuüben. So blieb mir nichts übrig, als zu klären die Richtung, in der sich unsere Entwicklung vollziehen möge, anzudeuten und Begriffe auf ihren Gehalt zu prüfen — zu scheiden, was uns trennt von unserer Zeit. Jeder, der ehrlich ist, muß sich selbst durchsetzen. Versteht mich recht. Dieses Durchsetzen dokumentiert sich nicht nur oder nicht nur ausschließlich in dem bloßen materiellen Erfolge, sondern ist zum großen Teile eine Frage des Gewissens und der Gesinnung.

Karl Cohn.

❀

Abendländische Geschichte.

Manchem wird die Beurteilung des Mittelalters befremdlich erscheinen. Er wird hundert Einzelheiten dagegen anführen. Er lese das Buch von Peter Kropotkin: Von der gegenseitigen Hilfe. Er lese vor allem Schriften von Gustav Landauer, aus denen ich geschöpft habe.

Der geschichtliche Zeitraum, von dem wir Menschen Kunde haben, bedeutet nicht eine ständige Aufwärtsentwicklung (Fortschritt) wie sie so viele Leute sich in so angenehmer Weise denken. Nein, die geschichtliche Bewegung ist eine schwankende: auf Wellenberg folgt Wellental, dann wieder Berg und so fort — — —

Die jüngste Wellenbewegung wollen wir uns ansehen.

Wir stehen heute in der abendländischen Kulturepoche. Die abendländischen Völker wurden Kulturvölker, als sie — jung und unverbraucht — mit der vorher herrschenden griechisch-römischen Kultur in Verbindung traten. Diese gab den Naturstämmen des Nordens von ihrem Geist, d. h. die Germanen vermischten sich mit den Römern. Die ebenfalls altersschwache jüdisch-christliche Kultur gab ihnen nur von ihrem Geist; die Juden vermischten sich nicht mit den abendländischen Völkern. So nahm der unverbrauchte Boden des Nordens den faulenden Dünger des Südens in sich auf und wurde fruchtbar, kulturschöpferisch.

Die europäischen Völker schufen ihre Kultur in dem Jahrtausend, das mit dem Jahre 1500 sein Ende fand, eine Zeit, nicht voll von jagender Hast, unaufhörlich vorwärtsdrängender Entwicklung, keine Zeit des Uebergangs, sondern eine Zeit, wo fest Erworbenes Dauer hatte, wo der Geist mit seinen Formen und Stilarten fest stand Jahrhunderte hindurch und doch nicht zum Dogma wurde: es ist die mittelalterlich-christliche Kultur, die Blütezeit des Abendlandes.

Warum bedeutet diese Zeit (das sogenannte Mittelalter) einen Kulturhöhepunkt? Weil damals die Menschen aneinandergekettet wurden nicht durch Gewalt, sondern durch Freiwilligkeit; weil die Völker nicht durch Machtfaktoren, Zentralgewalten (Staat, Kirche) zur Einheit wurden, sondern durch freiwilliges Sich-Unterordnen. Damals erfüllte das gesamte Volk ein gemeinsamer Geist, der den Einzelnen seine eigenen Interessen vor denen der Gesamtheit zurückstellen ließ. Er trieb die Menschen dazu, sich untereinander zu verbinden, zu Gesellschaften und Bünden der Gerechtigkeit (auf kommunistischer Grundlage). Der Mensch war Mitglied der Familie (= Produktionsgemeinschaft), der Zunft oder Gilde, der Markgenossenschaft mit Gemeinbesitz und Gemeinwirtschaft, oder er gehörte einem Mönchsorden, einer Bruderschaft an, man hatte Ritter- und Städtebünde gegründet. Sie alle hatten erkannt, nein sie bewiesen in ihrem Leben, daß der Mensch der Gesamtheit dienen soll, daß Mensch und Mensch als Genossen, einander helfend, den Weg gehen sollen. Das die genossenschaftliche (d. h. geistvolle) Richtung des Mittelalters. Aus freiem Willen hatten sie sich zusammengeschlossen, gebunden. Nicht der Staat hielt sie mit Gewalt — dem Ersatzmittel für Gemeingeist — zusammen. Seine Macht war in jenen Zeiten gering.

Der Geist, der die Menschen aneinander band und erfüllte, war der des Christentums, ein Geist der Liebe. Aber während das Christentum in der sterbenden jüdischen und römischen Zeit lebensfremd war (mit dem Beigeschmack des Faulenden), bedeutete es in dieser lebensstarken Kulturzeit das Leben selber. Das Religiöse umfaßte und beherrschte alles (jedoch ohne Zwang!) Wissen (von einer eigentlichen Wissenschaft kann man ja für diese Zeiten nicht reden) und Kunst waren nicht Eigentum

weniger (ein sicheres Zeichen für Niedergang oder Tiefstand), sondern Gemeingut des ganzen Volkes. Dicht an die in steiler Höhe zum gewölbten Himmel emporragenden Dome — die größten Kunstwerke des Mittelalters — schmiegen sich tief unten die Wohnungen der Menschen: Kunst und Leben waren eins. Auch heute werden viele Denkmäler gebaut (Kunstdenkmäler?), zum Gedächtnis toter Männer oder siegreicher Schlachten. Einsam stehen sie auf großen Plätzen, die Menschen kämpfen (gegen Mitmenschen) um Brot und „haben keine Zeit". Oder die Kunst verstaubt im Museum; die Künstler läßt man verhungern, um sie nach ihrem Tode in den Himmel zu heben. In der Blütezeit des Mittelalters gab es nicht diese Kluft zwischen Geistigen und Volk, alle waren vom Geiste erfaßt; er verwirklichte eines: gegenseitige Hilfe.

Ich weiß, daß es auch Mißstände gab, sie waren aber nicht mit dem wirklichen Geist des Mittelalters organisch verwachsen, traten auch meist nicht so sehr in den Vordergrund.

Der Geist hatte viele Einrichtungen und Formen geschaffen, in denen der Mensch lebte. Doch der Geist schwand einmal, und die Einrichtungen, die Gesetze blieben, geistlos, vertrocknet, tot. Das Jahr 1500 rückt heran.

Denn das Band, mit dem sich der Mensch freiwillig an seine Mitmenschen geknüpft hatte, wurde ihm mehr und mehr zur drückend-schweren Kette, die er abzuschütteln versuchte. Der allen gemeinsame Geist war gewichen, das Christentum hörte auf zu leben, wurde Dogma, Kirche. Der Geist aber ging in einzelne Individuen, die die totgewordenen Formen bekämpften. Das Kennzeichen der neuen Zeit (des Individualismus) ist der einzelne Große, Geniale (Renaissance in Italien) und die verständnislose Masse. Der Wellenberg ist überschritten, die Kultur beginnt den Abstieg.

Diese neue Zeit, in der wir noch stehen, ist die Zeit ohne Gemeingeist, der Geistlosigkeit, des Individuums, der Gewalt. Das Dauernde und Feste der christlichen Zeit ist suchendem Hasten gewichen, ein Ereignis jagt das andere. Diese Zeit des Ueberganges ist mit vulkanartigen Erschütterungen, den Revolutionen, durchsetzt. In ihnen verbindet sich noch einmal der Große mit der Masse. Aber nur kurze Zeit herrscht gemeinsamer Geist; dann

reißt wieder Dogmatik, die unselige Art des Wörtlich-Nehmens ein.

Das wahre Christentum stirbt. Früher bedeutet es das Leben selber. Jetzt wird es Dogma, das geglaubt werden muß, aber nicht gelebt wird. Die Formen werden geistlos, starr. Der Wahlspruch lautet: cuius regio, eius religio. Die Kirche (Luther) tritt in Gegensatz zum Volk (den Bauern, 1525). Die wahren großen Männer, die, die immer der Jugend gefallen, die Ketzer, werden Philosophen oder Wissenschaftler. Doch es besteht ein tiefer Schnitt zwischen ihren Lehren und dem naiven Volksglauben, den sie Aberglauben nennen. Und so verfallen die Bünde und Gesellschaften; denn die Voranschreitenden werden Einsiedler, Individualisten, Egoisten. Gustav Landauer charakterisiert diese neue Zeit mit den Worten: „Es muß getan werden" oder: „Es ist verloren". Und das Mittelalter: „Es tut sich."

In den Revolutionen kommt also der Geist, der die auseinanderstrebenden, eigensüchtigen Volksteile, der Masse und Führer zur Einheit macht, noch einmal zum Ausbruch. Das Volk reißt den Fürsten oder die Herrscherkaste — jetzt muß nämlich Gewalt den geschwundenen Geist ersetzen — nieder. Aber die Volksbewegung zerfällt, sobald es an den Aufbau geht. Das ist für diese Zeit des Individualismus (=Egoismus) natürlich. Denn erste Bedingung zum Aufbauen lautet: Opfer bringen. Und so wurden die neuen Formen, die die Revolutionen brachten, tote Formen.

Die französische Revolution von 1789 brachte statt des politischen Absolutismus die Demokratie (auf dem Festland) und in ihrem Gefolge den wirtschaftlichen Absolutismus, den Kapitalismus. Der Arbeiter mußte sich oder vielmehr seine Arbeit dem Unternehmer verkaufen. Freier Wettbewerb war die Losung. „Die Selbstsucht ist der stärkste Trieb des Menschen," sagte die Ethik (und übersah, daß der Paarungstrieb stärker ist). Der Satz: Jeder kann (auf wirtschaftlichem Gebiete) tun und lassen, was er will, wurde zu dem Satz: Jeder Unternehmer kann tun und lassen, was er will. Es kam ungeheurer Reichtum und — ungeheure Armut: das Elend des Großstadtproletariats, geistige Armut in allen Schichten des Volkes (im Gegensatz zu einzelnen großen Künstlern und Denkern). Ihr braucht nur die

moderne Industriestadt mit einer Stadt wie Rothenburg ob der Tauber zu vergleichen. Man hat ja auch heute keine Zeit und kein Geld, schön und gut zu bauen. Und dabei werden Unsummen für Genußmittel und Flitterkram ausgegeben. — — — —

So erkennen wir die heutige Zeit. Aus der Erkenntnis ergibt sich die Frage: soll diese Zeit so bleiben? Und die Antwort. Nein! Wird diese Zeit so bleiben? Wenn wir wollen: nein! Sozialgeist, Geist, der Mensch und Mensch verbindet, gemeiner Geist (gemein ist heute Schimpfwort!) soll herrschen. Der Geist der gegenseitigen Hilfe, der das Mittelalter erfüllt hat, soll auch heute wieder Menschen in Bünden einen, Werkgemeinden des freiwilligen Sich-Unterordnens, des freiwilligen Opfers, der Gerechtigkeit und Liebe. Das soll unser Sozialismus sein.

Ueber den Weg zu ihm nur eines: Man kann ihn nicht erreichen durch Gesetze von oben, indem man die politische Gewalt an sich reißt. Durch sie „könnte man die Menschen höchstens als Staatsheloten in ein neues Wirtschaftsmilitär einreihen" (Landauer). Die Arbeit muß von unten kommen. Tolstoi sagt: „Das Ziel ist — das Leben aller Menschen zu verbessern. Das Mittel hierfür ist — nicht teilzunehmen an der Vergewaltigung, unter der alle Menschen leiden. Hierfür gibt es nur ein einziges Mittel — selber nicht teilzunehmen."

Fritz Mosberg.

❀

Jüdischer Sozialismus.

I.

Als unser Volk in die Geschichte der Menschheit einzugreifen begann, schenkte es ihr die Idee der Weltordnung. In seiner Jugend stellte es die hohe Forderung radikal, hoffnungsvoll: Gerechtigkeit, und begann sofort selbst, ihr nachzuleben. Bis der Tag der Zerstörung, der Zerstreuung kam. Zweitausend Jahre existierte es dann, ohne leben oder sterben zu können. Es konnte nicht leben, denn ihm fehlte der organische Zusammenhang, das Zentrum; es konnte nicht sterben, denn es hatte noch eine Aufgabe zu erfüllen. In Formen und Formeln starr eingehüllt lebte

es dahin. Bis es im vorigen Jahrhundert Fesseln und Hüllen abwarf und frisch und ausgeruht unter die Völker trat. Mit Ungestüm begann es, an den Zeitaufgaben teilzunehmen Es half mit an der Entwicklung des Kapitalismus. Dann aber besannen sich die Besten wieder auf die jüdische Aufgabe und stellten der Welt zum zweiten Male dieselbe Forderung, diesmal im modernen Gewande, Sozialismus genannt. Und mit dem ganzen Ungestüm, dessen nur das jüdische Volk fähig ist, drängten sie auf Verwirklichung. Sozialistische Juden wurden die Führer auf allen Fronten der kämpfenden Arbeiterparteien. Sie verließen, ja bekämpften ihr Volk, denn sie dachten „international", und hatten die tiefe Bedeutung dieses Wortes doch nicht erfaßt. „Inter nationes", nicht Aufhebung der Nationen, sondern Verständigung zwischen ihnen muß das Ziel sein. Sie verließen ihre Gemeinschaft, um im größeren Rahmen des Wirtsvolkes zu wirken. Und wurden von diesem falsch verstanden. Aus dem Marxismus wurde eine Lohnbewegung. Die edlen Eisner und Landauer wurden vom rohen Volkshaufen erschlagen. Ueber ihre Leiber hinweg stürmten die Massen ihren Lohntüten entgegen. Und von der anderen Seite schimpfte man an ihrem Grabe über die Juden. Die aber lehnten jede Gemeinschaft mit ihnen ab. Erst haben jene, wenn auch im guten Glauben, das Volk verraten; nun verrät das Volk sie. Und dürfen wir nicht glauben, daß sie, verwurzelt in ihrem Volktsum, zu größerer Leistung, zu größerer Fruchtbarkeit und Wirkung gelangt wären! Jede Pflanze gedeiht nur in dem ihr gemäßen Boden.

II.

Als das jüdische Volk soviel Kräfte und so starke Energien verloren hatte, ohne seine Ideen verwirklicht zu sehen, als es nach dieser rücksichtslosen Selbstverleugnung, die fast bis zur Auflösung geführt hatte, seinem Ziele nicht näher gekommen war, versuchte es, mit der Verwirklichung bei sich selbst zu beginnen. Hatten auch die sozialistischen Juden versagt, so sollte jetzt der jüdische Sozialismus zum Ziele führen. Aber die Wege dorthin waren hart und merkwürdig. Aus den entwurzelten ostjüdischen Krämern und Jeschuwe-Bochern, aus den westjüdischen Luftmenschen und Intelligenzlern, brach sich die Sehnsucht nach schöpferi-

scher Arbeit Bahn. In Palästina wollten sie ein Leben der Arbeit, ein Arbeiterleben führen. Sie wollten das Land, das Land wollte sie wieder fruchtbar machen. Aber sie stießen auf die Konkurrenz der arbeitenden Araber. Die hatten keine Bedürfnisse und lebten in Ställen und Höhlen. Also mußten auch die eigenen Bedürfnisse herabgeschraubt werden. Und die jungen Menschen, die vollgepfropft waren mit revolutionären sozialistischen Ideen, die aus Europa mitbrachten den Grundsatz: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert", gaben die Parole „Kibusch Hawodah" (Eroberung der Arbeit) aus und nahmen den Kampf auf. Sie wohnten wie die Araber, sie verlangten nicht mehr Lohn wie der Araber, sie lebten wie der Araber, sie ließen sich ebenso behandeln und eine Zeit lang hatten sie Erfolg. Aber auf die Dauer waren sie doch nicht so gut zu verwenden. Die Araber waren widerstandsfähiger. Sie arbeiteten nicht allein, sondern ihre zahlreichen Familien konnten mit ausgenutzt werden. Und schließlich: die Ideale der jungen Chaluzim bewegten sich doch in einer anderen Richtung. Sie erstrebten „die klassenlose Gesellschaft ohne Ausbeuter und Ausgebeutete".

Nun gab es gewisse Arbeiten, die der Kolonist bisher verakkordiert hatte, z. B. das Hacken und Bewässern von Baumpflanzungen, das Bachar *) und anderes. Ein Unternehmer bekam den Auftrag, diese Arbeiten zu einem vereinbarten Preise auszuführen. Er mietete Araber und ließ diese das Unternehmen durchführen. Die Differenz zwischen dem ausgemachten Preis und dem an die Araber ausgezahlten Lohn war sein Gewinn (ähnlich wie bei polnischen und italienischen Saisonarbeitern in Deutschland). Das machten sich die Chaluzim zu nutze. Sie bildeten „Kwuzoth" (Arbeitsgemeinschaften, Genossenschaften) und diese Kwuzoth als Ganzes traten an die Stelle des Unternehmers. So wurden sie den Arabern gegenüber konkurrenzfähig, denn sie verwandelten den Unternehmergewinn in Arbeitslohn und lebten in der Gemeinschaft billiger als vereinzelt (z. B. durch gemeinsame Küche). Es gelang ihnen tatsächlich, in den verschiedensten Kolonien Fuß zu fassen.

*) Ein bestimmtes Unkraut jäten, anschaulich geschildert in „Landarbeit" (herausgegeben und zu beziehen vom Hapoel-Hazair, Berlin N., Auguststr. 17).

Nur — als Dauerzustand konnte auch das nicht befriedigen. Sie erstrebten ja eine Verbindung von Volk, Land und Arbeit. Und eine wirklich unlösliche Verbindung konnte nur geschaffen werden, wenn jede Arbeit innerhalb einer Kolonie von Juden verrichtet wurde. Die einzelnen Arbeitergruppen strebten also darnach, irgend ein Stück Palästinas ganz zu erschließen. Denn Palästina wird nur so weit jüdisch sein, als es von jüdischer Arbeit erfüllt ist.

Der Hauptgrund der Begründung der ersten Genossenschaftskolonien palästinensischer Arbeiterschaft war also national wie auch sozialistisch. Die Erkenntnis dieser Revolutionäre der Tat war: Die erste soziale Gemeinschaft ist das Volk. Die Voraussetzung zur Erfüllung des Sozialismus ist der selber arbeitende Mensch.

Aus den vereinzelten zufälligen Zusammenschlüssen zu Kwuzoth wurde ein System. Heute gibt es mehr als dreißig solcher Genossenschaften, die in vollkommener Gemeinschaft leben. Es gibt dort keine Gehälter schluckende Aufseher, sondern die Arbeit wird gemeinsam oder vom frei gewählten Führer eingeteilt. Die Frauen arbeiten zum Teil zusammen mit den Männern auf den Feldern, während diese abwechselnd in der Küche mithelfen. Die Kinder werden gemeinsam von einem Lehrer unterrichtet, der wie jeder andere Chawer behandelt wird. Die Bedürfnisse an nicht selbst produzierten Waren werden nach Möglichkeit im Arbeiter-Konsumverein gedeckt. Im Maiheft des „Juden" wird von einer großen Genossenschaft berichtet, die alle Berufe, die in einem Dorfe gebraucht werden, in sich birgt und dadurch in die Lage versetzt worden ist, in ihrer Mitte den Bargeldverkehr abzuschaffen. Als Krönung und zur Stütze des schon Vorhandenen ist vor Kurzem die „Arbeitsbank" gegründet worden.

Die Kwuzoth sind die wahren Stätten, in denen das lebende Hebräisch gepflegt wird. Die Chawerim, die am Tage schwer im Sonnenbrand arbeitend auf dem Felde gewesen sind, übersetzen am Abend zur Erholung die Werke europäischer Dichter und Gelehrter ins Hebräische.

Der jüdische Sozialismus ist keine Theorie, sondern eine Wirklichkeit. Während in Europa die Arbeiterparteien sich in immer kleinere Gruppen spalten, die sich gegenseitig befehden,

haben sich die jüdischen Arbeiterparteien Palästinas im Dezember 1920 in der „Histadruth Klalit Schel Poale Erez Israel" (Gesamtorganisation des arbeitenden Erez Israel) zusammengeschlossen. Beim Beginn der Kolonisation gab es zwei Hauptparteien, die scharf gegeneinander abgegrenzt waren: die „Poale-Zion", die marxistische Ideologie kritiklos auf Palästina übertrug, obwohl dafür jede Voraussetzung fehlte, (weder hochentwickelter Kapitalismus, noch Industrie, noch Arbeitermassen) und den „Hapoel-Hazair", der die Parole „Kibusch Haawodal" „Kwuzah" ausgab und der eine Vereinigung von Volk, Land und Arbeit anstrebte. Im Laufe der Zeit verwischten sich diese Unterschiede immer mehr, da die Praxis der Poale-Zionisten sich mehr und mehr der des Hapoel-Hazair näherte. Dadurch wurde der Zusammenschluß ermöglicht, der neben dem ideellen Wert vor allem eine Vereinfachung der sozialen Einrichtungen brachte. Auf der großen Einigungskonferenz in Haifa im Dezember 1920 übergab der Hapoel-Hazair in selbstlosester Weise seine gesamten Institutionen (Einwanderungsamt, Arbeitsnachweis usw.) der Histadruth. Heute sind starke Strömungen bemerkbar, die Parteien ganz aufzulösen und die Arbeiter in einer einzigen Organisation zusammenzufassen.

Die jüdische volkssozialistische Bewegung in Palästina hat weit mehr Bedeutung für die Menschheit, als man nach der kleinen Zahl ihrer Anhänger glauben könnte. Im Augenblick, da in Europa die Unmöglichkeit eines Neuaufbaues mit den Grundsätzen der Klassenverhetzung und Klassenherrschaft sich zeigt, beginnt in Palästina sich schöpferisch Neues anzukündigen. Ankündigung ist hier begleitet von Tat. Ohne Programm, nur aus dem starken Willen nach einer freien, gerechten, jüdischen Gemeinschaft heraus wurden die Keimzellen zur Zukunft gelegt. Und wenn die Entbehrungen auch groß sind, wenn die Arbeit auch hart ist, die Chaluzim wissen, daß sie auf vorgeschobenem Posten stehen — in mehr als einer Beziehung. Sie halten aus in dem Bewußtsein, Wegbereiter zu sein für viele, die begeistert zu ihnen hinblicken. Noch sind nicht alle Probleme gelöst; jeder Tag des Zusammenlebens wirft neue Fragen auf. Viel bleibt noch zu tun für die Chaluzim und die ihnen Nachfolgenden. Werner Ilberg.

Sozialismus.

Es war im Krieg und es war in der Pädagogikstunde. 1916 oder 1917. Ich weiß es nicht mehr genau. Da sagte unser Direktor einmal zu meiner Freundin, nachdem sie recht kräftig den Egoismus im allgemeinen und ihren Egoismus im besonderen verteidigt hatte: „Paula, Sie werden noch einmal ein Segen der Menschheit." Es ging unverstanden an mir vorüber und wurde von mir vergessen. — — — — —

Wir gingen durch die Schule hindurch, wir fingen an unser Leben zu gehen, jede allein — und nach einem kleinen Stück Weges trafen wir wieder zusammen. Es war lange nach dem Zusammenbruch im November 1918. Meine Freundin und ich tauschten Erfahrungen und Beobachtungen aus. Ich erzählte von Land und Leuten des Nordens, sie von denen des Südens. Dabei sagte sie einmal: „Weißt Du noch, wie der Dr. Geyer sagte, daß ich noch ein Segen der Menschheit werde?" Jetzt schlug es ein bei mir. Ich war damals eine Strenggläubige der Lehre von der Masse. Mein Gedankenkreis war ausgefüllt von dem Sozialen, von der Gemeinschaft, von dem All-Umfassenden, von dem Menschheitsbeglückenden. Es war aber nicht Modesache bei mir, sondern es lag in meiner Natur begründet. War ich doch stets diejenige in der Schule gewesen, die mit ihrem sozialen Empfinden von den andern abstach. Und in den Zeiten, da mein Schnabel noch sehr oft mit mir durchging, hieß ich: Aller Welt Rechtsanwalt. Also Modesache war das nicht bei mir. Aber jetzt war da irgendwo ein Haken in mir entstanden, an dem der Gedanke vom Egoismus hängen blieb. Besser: der Gedanke, daß durch den Egoismus die Welt noch einmal gesegnet werden sollte. Ich fing an zu beobachten. Meine Masse war das Gegebene. Dabei kam ich auf allerlei. Ich entdeckte die Ungleichheit der Kinder. Ich entdeckte das Kind, das Individuum, das Einzelwesen. Freilich hatte ich von Individual- und Sozialpädagogik in der Schule gehört. Doch „grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum." Das Individuum stand also vor mir. Ich begann an ihm herumzudoktern: In welchem Verhältnis steht das Indi-

viduum zur Masse, zur Gemeinschaft? Ich fand, daß ich die Masse nicht erziehen konnte, vor allem nicht gleichartig erziehen. Ich konnte ihr höchstens gleiches Wissen geben, gleiche Kenntnisse, gleiche Fertigkeiten sie lehren. Vielleicht, daß sie dadurch auf eine höhere Stufe gehoben wurde. Vielleicht. Doch — wenn auch — es blieb einseitig, menschlich vorwärts kam sie dabei nicht. Es fehlte der Gefühlsinhalt. Das, was erst die Erscheinung und die Leistung zu etwas Persönlichem stempelte. Ich kam also immer mehr dazu, in der Schule einen gefühlsbetonten Unterricht zu geben. Ich wollte mehr in die Tiefe und Höhe bauen, als in die Breite. Gefühle lassen sich aber nicht auf die Masse übertragen und mit der Stärke und Dauer, wie sie uns selbst beherrschen und wie sie zum Handeln nötig sind. Ich mußte also soviel wie möglich das einzelne Kind in seiner Eigenart hernehmen. Und so ganz allmählich kam ich dann darauf, daß das Individuum, das Einzelwesen die Vorstufe zur Gemeinschaft ist. Es ist die Vorbedingung sogar: denn wo keine Individuen sind, da ist keine Gemeinschaft und da wo keine wahren Individuen, Einzelwesen, Persönlichkeiten sind, da ist keine wahre Gemeinschaft, kein wahrer Sozialismus.

Es dauerte lange, bis ich soweit war. Aber meine Beobachtungen bewiesen das immer wieder. Wer Sozialismus predigt, muß sich entweder an ganz reife Persönlichkeiten wenden oder er tut damit den „zweiten Schritt vor dem ersten". Goethe sagt irgendwo einmal, daß man selbst erst etwas sein muß, bevor man sich in den Dienst der Gemeinschaft stellen kann. Zuerst muß ich aus mir selbst etwas gemacht haben, bis ich Dienst am ganzen tun kann.

Damit ist eigentlich auch der Weg zum wahren Sozialismus gezeigt: Bildung der eigenen Persönlichkeit bis ins kleinste und am kleinsten. Die reife Persönlichkeit trägt den wahren Sozialismus in sich. Die Arbeit für ihn entfällt uns damit. Aber die Arbeit am Ich ist dann umso größer. Nur hüten müssen wir uns, in einen falschen Egoismus zu verfallen durch die Beschäftigung mit unserem Ich. Wir sollen unser Ich klar und deutlich sehen — nicht es lieben.

Bertl Gittler.

Vom neuen Sinn der Arbeit.

3.

Was ist aber aus der Freiheit in vier Jahrhunderten geworden?

Es führt zu weit, Schritt für Schritt das Werden zu verfolgen und alle Stufen vorkapitalistischer Entwicklung nachzusteigen. Schauen wir auf Gegenwart und jüngste Vergangenheit.

Was sehen wir?

Millionen stehen in der harten Fron des weitverzweigten und technisch unendlich verfeinerten Arbeitsprozesses moderner Wirtschaft. Sie speisen diese Wirtschaft mit ihrem Blute, mit Schweiß und Hirn. Denn nicht Kohle und Wasserkraft halten diese Wirtschaft im Gange, sondern die kostbarste Kraft, die es auf Erden gibt: die Kraft des Menschen zur Arbeit, seine Lust am geschaffenen Werk.

Diese Kraft, einst höheren Kräften harmonisch verbunden, dann durch die Besinnung des Menschen auf sich selbst von toter Form befreit, ist das breite Element, aus dem die Welt besteht. Diese Kraft, das einzige Vermögen von Millionen Menschen, ist heute in Formen gepreßt, die sich unter dem ungeheuersten Druck gebildet haben, der jemals auf Menschen gewuchtet hat.

Wir heißen diesen Zwang Kapitalismus. Geboren aus der Freiheit des Stärkeren hat sich dieser Zwingherr Kapitalismus die weite Welt unterworfen und knechtet heute gleichmäßig alle, auch jene Menschen, die scheinbar zu befehlen glauben.

Wie kam das?

Vier Jahrhunderte ist der Kapitalismus alt, wenn wir von seiner geistigen Geburtsstunde ab rechnen. In diesen vier Jahrhunderten sind die Bedürfnisse der Menschen aus der Tiefe in die Breite gewachsen, wie nie vorher in einem Abschnitt der Entwicklung. Die Mittel des äußeren Lebens haben einen Umfang erreicht, der es uns spielend erlauben würde, aus dieser Welt ein

Paradies zu machen. Und doch war die Erde dem Garten Eden nie weniger ähnlich. Warum?

Weil diese Mittel, die Welt schön und menschlich zu machen, keinem erhabenen Zweck dienen, weil nur wenige diese Mittel besitzen und weil diese wenigen nur einen Trieb kennen: den Trieb, die Mittel zu vermehren, sie ins Endlos-Unabsehbare anschwellen zu lassen, um zuletzt die ganze Menschheit aus ihrem sinnlosen Kräftekreis herauszulenken.

Die Industrialisierung des Planeten ist der größte Eroberungszug, der menschlichem Geiste gelungen ist. Ueberall ist die Arbeitskraft organisiert zu dem Zwecke, Bedürfnisse zu erzeugen, um Bedürfnisse befriedigen zu können. Jährlich schießen Städte aus dem Erdboden, gewaltige Staubecken menschlicher und maschineller Schaffenskraft. Sie dehnen sich immer weiter aus, reißen in ihrem Umkreis das grüne Land an ihre graue Brust und werfen nächtlich den Glanz ungeheurer Lichtaugen hinauf zu den ewigen Sternen.

Die Welt ist Fabrik geworden, der Mensch Maschine.

10.

Ein neuer Geist muß aufstehen.

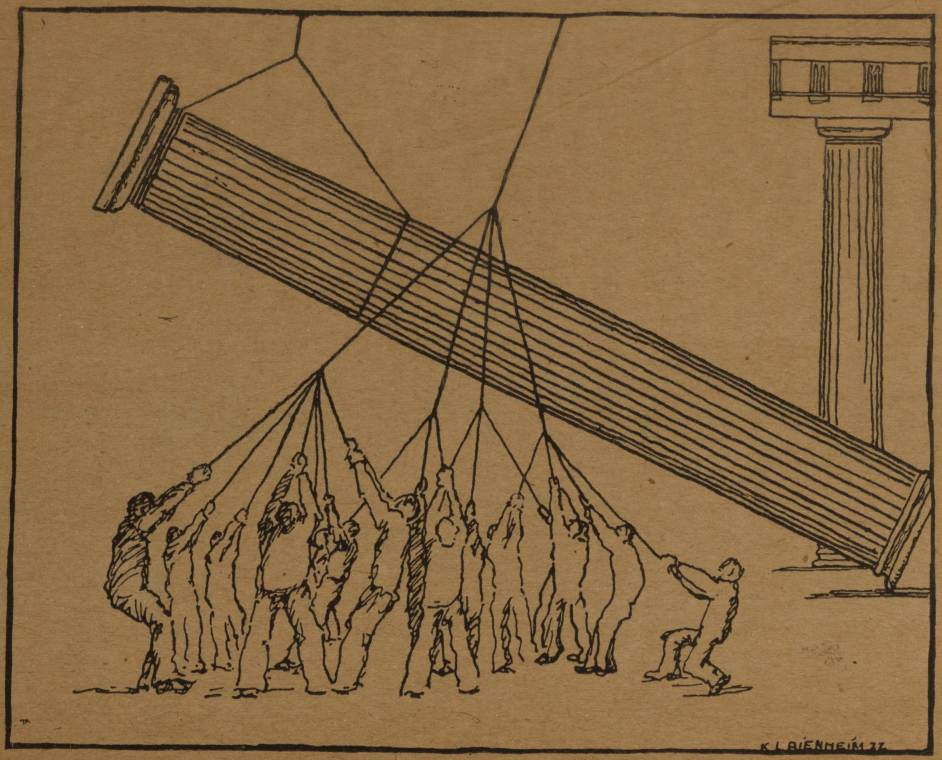
Es muß der Wahn vertrieben werden, daß arbeiten nur heißt, handlangern für den persönlichen Genuß. Dafür muß die Erleuchtung kommen, daß Arbeit in jeder Erscheinungsform eine geistig sittliche Tat des Menschen ist. Sonst bleibt jede äußere Organisation ein Umstellen von Kulissen, dahinter das alte Wesen sein Spiel weiter treibt.

Dieses alte Wesen hat uns an den Abgrund gedrängt.

Weil die Arbeit jeden Sinn verloren hat, der über den nur technischen Fortschritt hinausweist, treibt eine Welt dem alles verschlingenden Strudel der Anarchie zu. Das Donnern des Wasserfalls klingt mit jeder Stunde lauter und näher an unser Ohr.

Ein Niagara droht über unseren Häuptern. Wann wird sich der Sturz lösen und alles mit sich reißen?

Die Götzendämmerung des materialistischen Weltwesens ist angebrochen. Alte Götter rüsten sich zum letzten Kampf; sie erwarten den Ansturm eines neuen Geistes, der die Menschheit er-



„Aufbau"

von K. L. Bienheim.

ooo

obern will. Heute berauscht der kommunistische Gedanke die Hirne und zaubert wieder einmal vor alle Augen das uralte Märchenreich der Freien und Gleichen.

Der Mensch bricht auf, weil seine Zeit erfüllt ist.

Was mit dem Menschen im Bunde ist, hält sich bereit zu der seit dem Aufgang des Christentums größten Wanderung nach Erlösung

Laßt uns im Vortrupp dieser Wanderung gehen, die wir Jugend sind und den Mut zur Utopie haben!

Vor uns her tragt die Tafeln des neuen Rechts, auf denen weithin sichtbar geschrieben steht:

Arbeit ist keine Ware, die zu kaufen oder zu verkaufen ist.

Arbeit will Kraft zur Freude, damit ihr Werk von dieser Kraft getragen sei.

Arbeit ist die Ehre, die allen zukommt in gleichem Maße.

Arbeit ist Geist und Tat, Idee und Handgriff, Hirn und Faust.

Pflanzen wir diese Gesinnung, daß wieder Friede und Freude in unser Tagwerk kommt, daß unser Tagwerk seinen Wert aus dem Geiste empfängt, nicht aus der Kalkulation der Rechenmaschinen.

Dann wird die Arbeit den Sinn empfangen, der ihrer allein würdig.

Sie wird wieder im Einklang stehen mit allen Kräften, die in der Welt höherem Zwecke dienen. Sie wird selbst Kultur sein, nicht nur Zivilisation schaffen.

Eingelassen in das allgemeine Dasein der Welt wird sie unser Tor zu einer neuen Religiosität. Wir werden durch Arbeit mehr als Brot gewinnen. Wir werden in ihr und mit ihr dem Geiste leben.

Reißt die goldene Fratze ab, die das göttlich ernste Antlitz des schaffenden Geistes solange entstellt hat. Die Arbeit will wieder ein menschliches Gesicht, darin sich die Gottheit spiegelt.

(Aus Karl Bröger: Vom neuen Sinn der Arbeit.
Eugen Diederichs Verlag, Jena 1919.)

❖ ❖ ❖ ❖ Für unsere Jüngsten ❖ ❖ ❖ ❖

Frau Nacht.

(Ein Märchen.)

Der Tag hatte sich gerade in sein rosa Wolkenbett gelegt und schlief nun. Frau Nacht schwebte mit ihren Nebelflügeln langsam über die Erde. Sie hatte ein dunkelblaues, mit Sternen besätes Kleid an. Da huschte etwas an ihr vorüber. Es war der Wind. Er wollte des Abends nie zu Bette gehen und lief der Frau Nacht immer fort.

„Endlich habe ich Dich", sagte sie, „ich habe Dich schon lange gesucht."

Sie nahm ihn auf den Arm; da wurde er so schläfrig, daß er den Kopf an ihre Schulter legte und einschlief.

Frau Nacht flog nun weiter. Sie hatte noch viel zu tun. Sie flog auf die Wiese. Dort standen die Blumen. Frau Nacht schloß ihnen die Kelche. Anderen wurde das Köpfchen vor Müdigkeit so schwer, daß sie es senkten. Dann flog sie weiter. Sie führte die Vögelchen ins Nest, wo sie einschliefen. Die Tiere des Waldes, die Fischlein im Wasser, alle wurden müde und legten sich zur Ruhe. Dann kam sie zu den Menschen.

Sie ging zuerst aufs Land. Die Bauern hatten das Korn eingefahren. Als sie nach hause kamen, setzten sie sich mit ihren Frauen unter die Linde vor dem Hause und sprachen miteinander. Indessen kam die Nacht immer tiefer zur Erde hinunter, und es wurde immer dunkler. Da gingen die Leute schlafen.

Anders in der Stadt. Dort waren noch große Feste und viele Lichter. Andere Leute arbeiteten noch. Das störte Frau Nacht. Rasch nahm sie ihren dunklen Schleier und breitete ihn über die Stadt aus. Da wurde es dunkel und die Städter schliefen auch ein.

Als Frau Nacht alles vollbracht hatte, setzte sie sich auf einen Hügel, um sich etwas auszuruhen. Dann aber flog sie weiter, denn sie hatte noch etwas zu tun. Hier war ein krankes Kindchen, das sich im Traum ängstigte. Da flog Frau Nacht hin und

machte wie eine Mutter beruhigend: „psch, psch." Dort kam ein böser Raubvogel und wollte die jungen Vögelchen fressen, die Alten schrien ängstlich — da kam Frau Nacht und scheuchte ihn weg. So machte sie noch vieles.

Da, auf einmal, ging über die ganze Erde ein goldenes Leuchten und eine Stimme rief:

„Guten Morgen, Frau Nacht, jetzt müßt Ihr aber schlafen gehen!"

Frau Nacht drehte sich um, da stand vor ihr der Tag, frisch und rosig, wie immer, wenn er ausgeschlafen hatte.

„Ja, das will ich tun," sagte sie, „ich bin jetzt müde". Währenddessen war der Wind, der die ganze Nacht in ihrem Arm geschlafen hatte, wach geworden. Er sprang davon, um alles lebendig zu machen. Frau Nacht aber legte sich schlafen, und nun begann der Tag wieder seine Herrschaft. — Eva Neumark.

Wie Sommer und Winter entstand.

Es gab eine Zeit, da man noch nicht ein Leben im Himmel und eines auf der Erde unterschied. Da gab es noch keine Erde, so wie wir sie heute haben. Die Menschen lebten in einem Land voll Blumen und Schmetterlingen, voll blinkender Sterne und reifer Früchte, einem Lande, so schön, wie wir es uns garnicht mehr denken können. Morgens, wenn die Menschen erwachten, nickten sie der strahlenden Sonne zu. Diese freute sich darüber und hatte die Menschenkinder lieb und versuchte, sie zu erfreuen. Eines Tages aber wurden die Menschen nachlässig und unterließen es, der Sonne den Morgengruß zu bringen. Es wurde immer seltener, daß ein Mensch nickte und die Sonne wurde traurig und ihr warmer, heller Schein matt und fahl. Die Sonne sehnte sich aber nach den Zeiten, in denen die Menschen sie in heller Freude am Tage wünschten und darum versuchte sie, sich wieder in die Erinnerung der Menschen zu bringen. Deshalb schien sie so hell und strahlend, wie sie es selten vermocht hatte. Da hoben die Blumen ihre Köpfe, die Vögel stimmten ein Freudenlied an, aber die Menschen kümmerten sich doch nicht um den Sonnenschein,

wunderten sich höchstens über ihn. Da wurde die Sonne noch trauriger; aber sie verlor die Hoffnung nicht und begann noch leuchtender zu strahlen. Ueber ihrem Sehnen und Hoffen hatte sie vergessen, daß sie mit ihren heißen Strahlen die grünen Wiesen versengte, die Blumen und Bäume verdorrte und die murmelnden Quellen versiegen machte. Aus den schönen Wiesen wurden öde Strecken, aus den plätschernden Bächen rauhe, steinige Wege, aus den Blütenhainen Dornenhecken — und so wandelte sich alles, alles um. Bis aus dem himmlischen Gartenland eine große Einöde geworden war, voll Sorge, Elend und Trauer — die Erde, so wie wir Menschen sie heute kennen.

Die Menschen achteten auch jetzt nicht auf die Sonne, murrten vielmehr über ihre sengenden Strahlen. Da verlor die Sonne ihren Mut und bedeckte ihr trauriges Antlitz mit einem dichten Wolkenschleier, sodaß kein Strahl mehr die Erde erreichte. Nun wurde es kalt auf der Erde, Schnee fiel vom Himmel und die Seen und Bäche versteckten sich unter einer weiten, harten Eisdecke. Es war Winter geworden. Die Menschen kauerten sich am Herdfeuer und murrten wegen der grimmen Kälte. So hatte der Undank der Menschen sengenden Sommer und eisigen Winter verschuldet.

Die Sonne aber schafft in Hoffen und Zagen Sommer und Winter bis auf den heutigen Tag. Alljährlich zur Frühlingszeit kommt ein großes Sehnen nach dem Morgengruß der Menschen über sie. Dann faßt sie neuen Mut und steigt in strahlender Schönheit am Himmelsbogen empor, um die Menschen an die Freuden des himmlischen Gartens zu erinnern und ihren Gruß zu empfangen. Aber alljährlich erlebt sie auch aufs neue die große Enttäuschung, den schmählichen Undank der Menschen, den sie zur Frühlingszeit in Hoffen und Sehnen vergaß.

Ernst Hohenstein.

Praktisches

Zur großen Fahrt.

Die große Fahrt erspart vielen reichen Eltern kostspieligen Landaufenthalt für ihre Kinder. Die große Fahrt pflegt sich durch Fahrtermäßigung, Uebernachten in Jugendherbergen, bei andern Ortsgruppen und dergleichen noch besonders billig zu stellen. Die große Fahrt ist nicht ausschließlich dazu da, den Kindern reicher Eltern zu billigsten Preisen Ferienerholung unter guter Aufsicht und bei geeigneter Gesellschaft zu gewähren. Es wird den reichen Eltern nicht schaden, wenn sie für diese Ferienwanderungen einen weit höheren Betrag zur Verfügung stellen als den, der den tatsächlichen Kosten entspricht, weil auch dieser wesentlich erhöhte Betrag in gar keinem Verhältnis steht zu den Kosten eines Landaufenthalts in Hotel und Pension. Sich in diesem Punkt aber auch die Großzügigkeit der Eltern verlassen zu wollen, wäre vollkommen verfehlt. Die Gruppenführer setzen von vornherein einen wesentlich erhöhten Beitrag für die (selbstverständlich gemeinsam zu führende) Fahrtenkasse fest und betonen, daß nach obenhin keinerlei Grenzen gesetzt sind. Die günstigen Kassenverhältnisse ermöglichen zunächst einmal, daß J. J. W. V.'er, die sich's nicht leisten können, ohne weiteres an der Fahrt teilnehmen. — Der am Ende der Fahrt übrig gebliebene Betrag wird nicht verteilt, sondern zunächst dazu verwendet, den ärmeren Fahrtteilnehmern die Reise noch weiter zu verbilligen. Der Rest fließt in die Gruppen- und Bundeskasse. — Ich weiß eine Ortsgruppe, von der voriges Jahr etwa 20 auf große Fahrt gingen, darunter 6 mit wesentlich erniedrigten Beiträgen. Trotzdem blieben der Ortsgruppe am Ende mehrere tausend Mark übrig, die z. T. im Gau und Bund segensreich gewirkt haben. Der Vorschlag ergeht schon jetzt, damit auch Stifte und Studentchen von ihren Monatsrenten auf die hohe Kante legen.

Eugen Kohn.

Wir mit den andren.

Einer „Arbeitsgemeinschaft der Jugendbewegung" gehört unsere Gruppe in Hannover an. Man kam da zunächst mit etwa

150 Jungens und Mädels aus der Jugendbewegung aller bürgerlichen und proletarischen Richtungen (von den Jungdeutschen bis zur Kommunistischen Jugend) zu Aussprachеabenden zusammen. Einleitend gab Dr. Kurt Busse (Freideutscher) einen Ueberblick über das Werden des Wandervogels (als Typ bürgerlicher Jugend) und der proletarischen Jugendbewegung. Daran schlossen sich Selbstdarstellungen der einzelnen Bünde. Oft gaben diese oder sich anschließende Aussprachen Gelegenheit zum genaueren Eingehen auf ethische und wirtschaftliche und für Jugend und Menschheit gleich bedeutsame Dinge. So lernten wir jungen Menschen uns an 15 Abenden erst einmal „äußerlich" kennen. Darüber hinaus vereinigten wir uns zu gemeinsamer Veranlassung einer Vorführung der Tanzgymnastikschule Loheland. Enger geknüpfte Beziehungen zueinander veranlaßten auch gegenseitigen Besuch von Heimabenden und Elternabenden. Insbesondere zeigte sich unser einheitlicher Jugendwille bei der Anfang Mai veranstalteten Jugendherbergswoche. Durch ein Nachrichtenblatt „Die Jugendgemeinde" ist auch künftig die notwendige Bindung für gemeinsame Aussprachen und Fahrten gesichert.

So fanden wir hier eine Grundlage zu gemeinsamer Arbeit und Anregung, die hoffentlich auch an anderen Orten, in besserer Form als sie die „Jugendringe" bisher boten, Berührungs- und Förderungsmoment sein wird.

Herbert Friedlaender.

Neue Bücher.

Arthur Holitscher: Reise durch das jüdische Palästina. Mit 15 Abbildungen und einer Karte. S. Fischer Verlag, Berlin, 1922. (Geheftet 35.— Mk., gebunden 60.— Mk.)

Holitscher, der Nichtzionist, mit starkem Willen zur Objektivität, lernte während seines mehrwöchigen Aufenthaltes in Erez Israel das Staunen über die Energie, mit der Neues, bisher nur Geahntes dort gewollt und gelebt wird. In losen Bildern gibt er ein anschauliches Bild von der Mannigfaltigkeit der mit- und nebeneinander lebenden und kämpfenden Strömungen. Der Grundton aber ist eine ehrfurchtsvolle Bewunderung des entsagungsreichen Chaluzlebens. Nur in der einseitigen Betonung

des Hebräischen vermag er nicht die richtige Einstellung zu gewinnen. Er fürchtet als Resultat Chauvinismus und Lebensfremdheit. Englische Verwaltung und arabische Umgebung verlangten Pflege auch dieser Sprachen. In Wirklichkeit werden diese Sprachen schon ihr Recht geltend machen, während das jahrhundertlang vernachlässigte Hebräisch mit jener radikalen Ausschließlichkeit betont und gepflegt werden muß, soll die jüdische Regeneration wirklich Boden unter den Füßen haben. Holitscher ist Schriftsteller, Journalist. Darin liegt der Vorzug und der Nachteil des Buches. Fließend, packend, treffend sind die Schilderungen. Andeutend, flüchtig zeigt er die Probleme. Dafür aber alle Probleme. Bedauerlich ist, daß die beigegebene Palästinakarte nicht dem heutigen Stand der Kolonisation entspricht.

Der Schluß des Buches klingt in eine einzige große Hoffnung aus: die Hoffnung auf die Gesundung des Judentums und der Menschheit durch das vorbildliche Leben unserer Chaluzim in Palästina.

Rubaschow: Privatwirtschaftliche und genossenschaftliche Kolonisation in Palästina. Verlag Ferdinand Ostertag, Berlin 1922. (Gebunden 27,50 Mark.)

Das Buch deckt die Schäden der alten Kolonisationsmethoden rücksichtslos auf. Der zwingenden Notwendigkeit der Folgerungen kann sich kein denkender Mensch verschließen. Es ist eines jener mutigen Bücher, die nur kritisieren, um zu bejahen, die aus Fehlern lernen und lehren wollen. Uebrigens ein Schulbeispiel für das Zusammenfallen nationaler und sozialistischer Interessen.

Werner Ilberg.

Gustav Wyneken, Eros. (Adolf Saal Verlag, Lauenburg a. Elbe). 1921.

Dr. Sigfried Kawerau, Soziologische Pädagogik (Verlag Quelle und Meyer, Leipzig.)

Ich möchte euch zwei Bücher nahebringen — dies ist der Sinn einer Buchbesprechung an dieser Stelle —, aus denen beiden trotz ihrer grundlegenden Verschiedenheit das Pathos der Jugendbewegung so stark zu mir sprach, daß ich vermeinte, sie in neuem Licht zu sehen. Das erste der beiden oben genannten Bücher dürfte vielen von euch bekannt sein. Verantwortliche Führer sollten es gelesen haben und darüber hinaus sich mit der Persönlichkeit

Wynekens bekannt machen. „Eros" ist seine Verteidigungsschrift gegen seine Verurteilung wegen des Verbrechens, beim gymnastischen Spiel nackte Knaben umarmt und geküßt zu haben. Ein großer Teil der freideutschen Jugend ist darüber in tiefste Erregung versetzt worden, ein Teil der Tagespresse hat für und wider Wyneken Stellung genommen. Man muß wissen, daß dieser Mann der energischste und zugleich wissenschaftlich befähigtste Vorkämpfer der neuen „Jugendkultur" ist, daß auf ihn Schulreform und Erziehung im Sinne der freideutschen Jugend wohl an erster Stelle zurückzuführen sind. Dieser Mann wird verurteilt — damit wird, von seinem Recht und Unrecht ganz abgesehen, seinem Werk ein Schlag versetzt, der es, wenn nicht zerschlägt, so doch um Jahrzehnte zurückschleudern wird. Er verteidigt sich, indem er bejaht. In seiner Schrift bejaht er Eros, die reine, erhabene, unerklärbare Liebe; und worum es hier geht, er bejaht die Liebe des reifen Mannes zum Knaben und unmannbaren Jüngling. Ist hier eine Kritik möglich? — Wo ich es kann, werde ich für diesen Mann eintreten, der mehr gab als den Anstoß zu einer neuen Erziehung, der das Recht von jungen Menschen proklamierte, der auch für uns, die jüdische Jugend, sinnvolle neue Wege gewiesen hat. Aber ich möchte eines für uns alle ablehnen — aber ihr dürft mich nicht mißverstehen — das ist: Jene Liebe ist nicht Sinn und Weg einer **jüdischen** Jugendbewegung. Hier wird etwas Körperliches dem Geistigen gleich, oder sogar vorangestellt. Für uns aber ist immer nur die Einstellung möglich, daß der Geist den Körper beherrscht. Freilich, auch wir wollen „natürliches Leben", auch wir zerschmeißen die üble Sexualität unserer Umgebung. Aber wenn wir den Eros erkennen in jeglicher Gemeinschaft und so auch in der Gemeinschaft zwischen Mann und Jüngling, so ist der Adel jüdischer Sittenreinheit tief gegründet auf die Meisterung der Triebe des Körpers durch den göttlichen Geist. —

Aus Wynecken erwuchs eine Bewegung. Und im jungen Lehrerkreis entstand daraus der Bund der Schulreformer. Einer von ihnen ist Kawerau, bekannt durch Vorträge und Aufsätze. In dem angeführten Werk hat er mit großer Sachlichkeit die ganze Pädagogik der von jenem Bund erstrebten Zukunftsschule zusammengefaßt und sie gleich Wynecken und anderen (z. B. Müller-

Lyer) in den Rahmen der Menschheitsentwickelung, eingestellt. Das bedeutet „soziologische" Pädagogik. Ich kann zu diesem Buche nichts anderes sagen als: Führer, lest es! Ihr findet darin Begründung all eures Strebens, Waffen zum Kampf gegen die „Gesellschaft", Anerkennung sogar von jüdischer Eigenart. Leicht ist es nicht, sich durchzuarbeiten. Aber ihr werdet ein festes Gebäude einer Erziehungsreform finden, deren Ziele sich zwar nicht von heute auf morgen, aber in absehbarer Zukunft durchaus erfüllen können — wenn auch ihr darnach strebt. — Von allem, was darin steht, weise ich besonders hin auf die Kapitel: die Struktur der alten Gesellschaft und Religion, Kirche, Staat. Es ist nicht alles Kaweraus Eigentum (er führt aber stets die Quellen an), dennoch ist das ganze Buch wie aus einem Guß, stellenweise in flüssigstem Stil geschrieben. Lest es!

Alfred Berliner.

Zur Beachtung!

Zahlungen fürs Fahrtenblatt sind zu richten an Siegfried Bacharach in Eschwege (um die vorhandenen Zahlkarten aufzubrauchen), Postscheckkonto Nr. 83924 Frankfurt a. M.

Postscheckkonto der Bundesleitung: Marianne Lewin, Magdeburg 7974.

Literarische Beiträge fürs Fahrtenblatt möglichst einseitig beschreiben. Schreibmaschine erwünscht.

Die innerhalb unseres Bundes veranstaltete Sammlung für Ukraine-Waisen ergab 40 000 Mark.

Wichtige Anschriften für Stellenvermittelung, Berufsumschichtung usw.

Walter Grünfeld, Berlin C. 54, Rosenthalerstr. 40/42 C III.
Berta Heymann, Duisburg-Ruhrort, Harmoniestr. 55.
Bertl. Gittler, Nürnberg, Ziegelgasse 60.

Anschriften einzelner J. J. W. B.er, die sich in Orten ohne Gruppe befinden:

Werner Traube, Hamburg, i. Hause M. M. Warburg & Co.
Trude Fröhlich, Baden-Baden, Albrecht Dürerstr. 2.
Eugen Gerstle, Karlsruhe i. Baden, Durlacher Allee 21.
Fritz Mosberg, Hildesheim, Peinerstr. 30 II.
Hans Altstädter, Konstanz (Bodensee), Rosgartenstr. 14, b. Dr. Jung.
Fritz Wolf, Schlüchtern.
Hugo Kohn, Neuwied a. Rhein, Engelerlandstr. 47, b. Krage.
Um Vervollständigung dieser Liste wird gebeten.

Ein für dieses Heft bereitgestellter Beitrag: „Proudhon oder Marx" von Manfred Nelke, Hannover, Odeonstr. 2, konnte wegen Raummangels keine Aufnahme finden.

Nummer 4 des „Jungjüdischen Wanderer“ spricht vom Bundestag uud wird zum erstenmal auf der Homburg ausgegeben. Literarische Beiträge für dies Blatt gehen (möglichst einseitig beschrieben, Schreibmaschine ist erwünscht) an **Eugen Kohn** in **Würzburg,** Rottendorferstr. 3 II.

Helft den Pogromwaisen!

Mitarbeiter dieses Heftes:

Siegfried Bacharach, Hannover, Dachenhausenstr. 1 b.
Kurt Schimmelburg, Berlin-Grunewald, Hagenstr. 31.
Sally Katzenstein, bei Gärtner Dünnwald, Höfel bei Düsseldorf, Post Heiligenhaus.
Hans Andorn, Hattingen/Ruhr.
Karl Cohn, Hannover, Bödeckerstr. 82.
Fritz Mosberg, Hildesheim, Peinerstr. 30 II.
Werner Ilberg, Berlin NW., Elberfelderstr. 21.
Bertl Gittler, Nürnberg, Ziegelgasse 60.
Eva Neumark, Duisburg (Gruppenanschrift).
Ernst Hohenstein, Düsseldorf (Gruppenanschrift).
Eugen Kohn, Würzburg, Rottendorferstr. 3.
Alfred Berliner, Charlottenburg, Mommsenstr. 65, b. Frau Schroeter.
Karl Ludwig Bienheim, Braunschweig, Cammannstr. 2. (Bildschmuck).

Die Zusammenstellung dieses Heftes besorgte Herbert Friedlaender, Hannover, Am Taubenfelde 20 II.

Druck: A. Roßbach, Eschwege.
Verantwortl. u. Verlag: Siegfried Bacharach, Hannover, Dachenhausenstr. 1b.